

Ersteinst
wöchentlich einmal in Ver-
bindung mit dem
„Rheinischen Tageblatt“
Bezugspreis
einjähr. 1.25 RM.
vierteljähr. 0.35 RM.

Rhein Raffaischer

Zeitung für Heimatkunde und -Litteratur



Lahn Volksfreund

für Heimat-Industrie und -Handel.

Anzeigen
kosten die einpaltige kleine
Zeile 30 Pf.
Familien-Anzeigen (einschl.
Sterbefälle)
von unseren Abonnenten
10 Pf.

Samstag, den 18. April 1920

Frühlingsfest

Von Erich Bodemann

Die Welt ist wie ein Fest. Es funkelt in Edelsteinen, Smaragden und Rubinen allerorten, Lichtgrüne Seidenkleider rauchsen, Kerzen glücken auf den weiten Armen grüner Leuchter und die Wege glänzen und sind mit Blüten bestreut, und Lieder, Klänge, Melodien überall: Frühlingsfest.

Die grüne Birke möchte man bei der Hand nehmen, das schlanke weiße Mädchen mit dem lichten grünen Seidenkleide, und langsam unter Blüten wandeln in die Weite, da sich die Ferne senkt im blauen Rauch des goldbehangenen Mittags.

Wacholder Juniperus steht da wie ein alter weisheitsreicher Freund im neuen, langen Mantel — lächelnd — er läßt die junge Kraft bedacht durch die alten Glieder fließen, und leise raucht er in dem wohligen Gefühl der neuen Wärme.

Blütenbäume wie Gebirgsbäume mit den Augen nach der blauen Höhe, da die Schar der weißen Tauben schwebend Licht herabstrahlt.

Alles wird zum Bild, zur Seele. Alles hat Stimme, Wort und Sinn und Melodie. Und die unendliche Liebe dieser Tage ruht auf allen Dingen.

Rauschender Felder grüne Flut, der Winsterhänge goldgelbte Streifen an den Frühlingsfeldern — kleiner Blumen weißes Räuten aus dem Duft der Maienglocken — der Vögel Liebeslied und der Berge trillende Melodien wie Vögelchen in den blauen Gläsern unserer Frühlingsseele — und die alte Birkenstraße — ein Gewölbe mit den weißen Bäumen und dem grün durchglänzten, hohen Stoppelhaas. — Blau, weiße, rote, gelbe Blumen, in den Gräben Ruchgrasbüsche wie von bronzebraunem Mädchenhaar.

Alle Dinge nur zu nennen, ist der Seele Freude, denn das Wort ist Schönheit und Symbol. Gras und Blüten, Duft und Licht. Buchenstämme, Eichen- und Kiefernzweige, Dornenstacheln und Berg- und Mehlweizen, Schwertlilien am breiten Fluß und weiße Mädchen, die wie Silber leuchten und Vogellieder, Kuckuckruf, — und jedes Blatt und jeder Ast, jede Blüte, jedes Würmchen und alles dann ein Kosmos, eine Welt und Teil der Welt — o Wunder, Ahnung eines Allgegenwärtigen: Denn dieses Fest des Frühlings ist das Fest Gottes.

Der Bergsturz bei Lorch

Von Bürgermeister P. Fischer (Lorch).

Die Bergbewegung am Röllig hält an. Die Gerüstungen schreien unaufhaltsam davon, namentlich etwa in der halben Höhe des Berges. Dort haben sich Klüfte gebildet, die man versucht ist, mit den Schlingengräben der Schlachtfelder zu vergleichen. Inzwischen machen sich auch auf der Kuppe des Röllig bedenkliche Anzeichen geltend. Vor Wochen bemerkte man nur eine leichte Senkung, jetzt scheinen sich hier aber auch Klüfte vorzubereiten. Auch der Fuß des Berges schließt. Gewissenhaft vorgenommene Messungen tun das mit erschreckender Deutlichkeit der gemessenen Lage läßt sich die Bewegung einwandfrei feststellen.

So ist schon der eigene Träger einer dicht am Röllig gelegenen Scheune geborsten. Am Abend des 19. März erfolgte nach längerer Pause wieder ein schwerer Steinfall. Ein Felsblock von etwa 1000 Zentnern, der schon tagelang erwartet wurde, kam mit furchtlichem Getöse nieder. Er überhüllte das am Fuß des Berges meterhoch liegende Geröll und riß die Dächerwand des Bruchhänferschen Wohnhauses ein, nun mitten im Hause liegend. Dieses war glücklicherweise geräumt.

Wenn die Bewegung ein Ende nimmt, das weiß niemand; sie kann noch Jahre dauern. Bei der nächsten Regenperiode befürchten wir schlimme Stürze.

Und die Ursache dieses Unglücks? Keiner kennt sie. Wieviel Möglichkeiten wurden schon erörtert, dabei die phantastischsten!

Hier eine Darstellung, die vielleicht das Richtige trifft. Die ganzen Rheinberge sind in Bewegung nach den Flusläufen zu. Natürlich ist diese Bewegung im allgemeinen unsagbar gering; sie läßt sich nur in Millimetern feststellen. Daß aber eine Bewegung besteht, beweisen viele Häuser der Rheinorte, welche am Fuß der Rheinberge liegen. Man beachte nur die kleinen Risse über den Fenstern so mancher dieser Häuser.

Ran liegt der Röllig stellenweise vielleicht 25 Meter von der Wisper und wenige hundert Meter vom Rhein entfernt. Bei Hochwasser dringt das Stauwasser der beiden Flüsse zweifelslos in den Fuß des Röllig. Vielleicht sind dort leichtlösliche Schichten, welche im Laufe von Jahrhunderten oder vielleicht gar Jahrhunderten vom rückflutenden Stauwasser allmählich mitgeführt wurden. So entstanden Hölräume, die einstürzten (möglicherweise infolge der leichten Erdbeden der letzten Jahre und der Erschütterungen, die durch die schweren Artilleriekämpfe an der Westfront erfolgten). Das und die erwähnte allgemeine Bewegung der Rheinberge sind vielleicht die Ursache des Unglücks.

Der entstandene Schaden beläuft sich auf einige Millionen Mark. Die Staatsregierung hätte durchgreifende Hilfe zugesagt. Würde diese doch schleunigst kommen, denn doppelt gibt, wer schnell gibt! Eine öffentliche Sammlung zugunsten der Betroffenen einzuleiten widerstrebt mir, weil ich mir sagte, daß unser armes Volk so viel unerschwinglich zahlen muß. Da wollte ich nicht lästig werden. Immerhin hat ich am Schluß eines Aufsatzes, den ich über den Bergsturz schrieb, um Hilfe. Ich bildete mir dabei ein, es gäbe doch noch den einen oder anderen, der bereit und in der Lage sei, zu helfen. Der Aufsatz erschien in verschiedenen Blättern. Und der Erfolg meiner bescheidenen Bitte? — 20 Mark aus einem Berliner Adoranten „von einem Deutschen“. Habe Dank, du Bräuer!

Ja, es ist so eine eigene Sache um die öffentliche Wohltätigkeit, seitdem es keinen Adel und keinen Kommerzianten mehr gibt!

Aus der Geschichte Braubachs

(Fortsetzung.)

VII. Damit die Commercials zu Braubach ein wenig in gang kommen stünde zu E. F. G. confide-

ration, ob nicht ein Jahrmart oder ein Wochenmarkt hier anzustellen sei? Ob nicht bey E. F. G. Herrn Bruder es dahin zu bringen, daß die aus dem amt Reichenberg ihre victualia zuvor anders zum Wochenmarkt bringen müßten, ehe sie es anderswohin trügen? Ob nicht zu machen sei, daß die fremde Leuth, so nach Embs kommen, ihre Rohstoffe müßten zu Braubach und nicht zu Koblenz kaufen, daß also der Wochenmarkt in gang gebracht und befördert würde? Wann die Leuth wüßten, daß ein Ding abging, so würden sie es auch herzubringen wissen. Wie ein großer Fluß ist der Rhein und die Lahn? Ich hab aber an keinem Ort in Deutschland die fisch theuere bezahlt und übelst bekommen können, als hier. Rangelst nur am anhalt, daß die Leuth dazu gewöhnt werden, dem Ding nachzugehen und abzuwarten.

VIII. E. F. G. haben hier ihre Hofhaltung angestellt, da dann unterweilens den bürgerlichen zu wachsen, deren sie sie bevor nicht gewohnt gewesen. Nun sehe ich nicht allein die Römischen, sondern auch bei Deutschen Historien, daß wann pro ratione status ein Regent seine unterthanen gradieren müßten, so haben sie den gemeinen Mann zu transquirieren, ihnen etwa sonst ein privilegium geben, das der Reichthum nichts schade und doch den natürlichen geordneten Mann contentum zum exempel, wann man etwa der Jugend einen Dany oder ein art spiel vergönnt ufto. Damit nun E. F. G. sich bey den hiesigen bürgerlichen desto mehr beliebt machen und andere fremde auch an sich ziehen, so stünde zu dero consideration, ob sie ein decret machen und publice einschlagen oder verlesen lassen wollen, daß wann sich jemand hier legen wolle, der ein handwerk treibe, so soll er dinstfey sein. Wer von Bürger's Kindern ein handwerk lernen und alhier treiben wolle, der soll dinstfey sein. Wer von den jungen Leuthen alhier sich in Obsthand begeben, solle 2 Jahre dinstfey sein. Was ich bey diesen puncten für considerations hab, wolle E. F. G. bey guttugenden occasion ich mündlich referieren.

Wann E. F. G. einmal ein halb stündlein verderben und von diesen andern puncten meine einfältige discurs genädig hören wollen, so will ich mich weilaufftiger explicieren. E. F. G. bitt ich unterthänig, sie wollen inzwischen alles in genaden ausdeuten und diesen brief nicht in andere händ kommen lassen. Der aller Höchste wolle E. F. G. zu allen ihren anschlüssen feinen dauernbüligen seggen geben und bey beständiger gesundheit erhalten und aus einem glück in das andere führen. Also wünsch ich von Grund meiner Seelen und bleib

Euer Fürstlichen Gnaden
unterthänigster gehorsamer treuer Nacht
und vorbitter bey Gott

J. B. Schupp I.

Braubach am 1. Januar 1647.

Viel war es leider nicht, was Schupp für Braubach erreichte. Zunächst wurden durch die Vermählung des Landgrafen mit Gräfin Johannaette zu Sayn-Wittgenstein im Jahre 1647 größere Pläne zurückgestellt. Dann ging Schupp im April 1648 als Bevollmächtigter seines Herrn zu den Friedensverhandlungen nach Osnabrück und kehrte nicht mehr zurück.

da er einem Rufe an die Jakobikirche in Hamburg folgte. Endlich starb der Landgraf schon 1651.

Eins war indessen der Stadtgemeinde geblieben und das waren die „ungemeinen Frohnden mit Leib und Pferd, Schiff und Geschütz“, die sie nicht mehr abzuschütteln vermochte. Nur insoweit trug Landgraf Georg zu Darmstadt ihren Klagen Rechnung, daß er 1654 einen Vertrag mit ihr abschloß, nach welchem sie von jedem Mann 4 1/2 Gulden, von einer Witwe 3, von einem Pferd 2 1/2 und von einem Paar Ochsen 2 Gulden jährlich entrichten und ohne Belohnung dann keine Dienste mehr leisten sollte; — doch ausgeschlossen: 1. die gehenden Jagddienste; 2. das Holz für die Beamten und das etwaige Postlager zu machen und anzufahren in dem Umfange, daß es für jeden Mann nicht über 1/4 Meile betrage; 3. das Einammeln und Einfahren der Fehnten von Wein und Frucht; das Machen und Einfahren des Heus. Zu bezahlen waren alle sonstigen Fuhren, und zwar mit 8 Gulden 20 Albus für eine Stühener Rute Steine, mit 26 Albus für 10 Ästel Korn oder 15 Ästel Hafer, oder ein Fuder Wein, oder ein Fuder Heu, oder 100 Gebund Rodenstroh oder 3 Zentner Fisch, oder einen Wagen Jagdhägen — auf einer Meile Wegs, mit 22 1/2 Albus für 7 1/2 Waller Rall auf einer Meile, mit 1 1/2 Gulden für das Fahren eines Jagdtierwagens und mit 1 1/2 Gulden für das Fahren eines Wildwagens pro Tag. Für Jagddienste sollte die übliche Tage berechnet werden. Zu Braubach sei jedoch niemand um Lohn zu arbeiten verpflichtet, sondern dies in jedes Belieben zu stellen. Vorspann sei nur dem Fürstenlager und in Notfällen zu leisten. Dagegen bleibe die Heeresfolge mit Leib und Pferd, Schiff und Geschütz voll bestehen, als das Nachfahren von Probian, Munition und allen Erfordernissen eines Heereszuges, sowie die Instandhaltung der Landstrassen.

(Fortsetzung folgt.)

Schlacht am Birkenbaum

(Nach einer alten Prophezeiung)

Weiße Birke träumt auf roter Erde,
Wann die letzte Schlacht geschlagen werde.
Es ist Wahrheit: Kronen sind zerbrochen
Völker sprangen aus den alten Fesseln.
Es ist Wahrheit: Braune Spahrs tranken
Ihre Rasse in den Rheinstrombänken.
Es ist Wahrheit: Bruderblut muß fließen,
Wenn vor Wesel die Kanonen schießen.
Es ist Wahrheit: Rot des vierten Standes
Ward zur Rot des ganzen Vaterlandes.
Es ist Wahrheit: Dieses Haffes Ende
Ist die Schwelle einer Menschheitswende.
Es ist Wahrheit: Wie aus Gottesgüte
Steigt ein neuer Frühling in die Blüte.
Weiße Birke träumt auf roter Erde,
Wann die letzte Schlacht geschlagen werde.

Dr. Bandt in (in der Rhein. Volksmacht).

Die Scheibe in der Vorplatttür

Eine Tages widerlegte unser Hausmädchen mit dem Auslöcher eine Behauptung der Köchin über den Schnurbart des Briefträgers. Dabei ging eine Scheibe in der Glaskür der Vorplatt in Trümmer. Noch an demselben Abend ging die Köchin zum Glaser Berger und bestellte die sofortige Einsetzung einer neuen Scheibe. Sie legte ihm eine Scheibe als Muster vor. Der Mann sagte, er würde gleich kommen und die Scheibe einlegen. Hoffentlich werde jemand dahina sein, wenn er komme. Die Köchin sicherte das zu.

Nach vierzehn Tagen sagte meine Frau: „Ich weiß nicht, auf dem Vorplatz steht es so! Aha, das ist die zerbrochene Scheibe! Ja, ist denn niemand beim Glaser gewesen?“

„Gewiß, die Köchin hat ihn bestellt!“

„Bestellen Sie ihn doch noch einmal!“ Diesmal ging das Hausmädchen. Sie erklärte, Herr Berger habe ihr gesagt, er werde morgen früh kommen, aber ziemlich früh. Ob das nicht störe, so um 7 Uhr herum. Sie habe gesagt, nein, er solle nur kommen.

Nach etwa acht Tagen kam ein lieber alter Freund zu Besuch, und während er seinen Mantel im Vorplatz ablegte, meinte er scherzend: „Da ist eine Scheibe in der Tür zerbrochen; wer war denn das?“

„Ist denn der Glaser immer noch nicht dazugekommen?“ rief meine Frau in die Küche hinunter.

„Rein, gnä' Frau!“ klang es herauf.

„Könntest du nicht einmal hingehen?“ meinte meine Frau später, als der liebe alte Freund gegangen war.

„Gewiß,“ meinte ich. Als ich den kleinen Laden betrat, klingelte es hinten in der Werkstatt müde und ich freute mich der prompten Anmeldung. Nach einiger Zeit merkte ich, daß niemand kam, und ließ die heftige Klingel noch einmal ertönen. Endlich kam etwas die Treppe herunter und öffnete die Ladentür. Es war ein kleines Kind, der Größe nach vielleicht vierzehn Tage alt. Es stand da und guckte mich an, wobei es sich an dem Finger festhielt, den es in den Mund gesteckt hatte.

Ich frag: „Na, kommt denn niemand?“

Es fuhrfort, mich stumm und groß anzusehen. Da ließ ich die währende Klingel noch einmal schrillen. Darauf entfernte sich das Kind mit dem Finger im Mund. Nach einiger Zeit kam jemand die Treppe herunter, mit einem Gefäß, daß das Haus befeuchte. Ich dachte, der arme Mann, er hat zwei Holzbeine! Es war aber eine Frau, die das ganze Lädchen ausfüllte, so daß ich bis an die Tür zurücktreten mußte, und die in einer fetten Hand einen Kessel hatte.

„Guten Tag, was wollen Sie denn?“

„Ich wollte nur fragen, warum denn niemand kommt, die Vorplatttür machen, bei Rohlmüller, Bergerstraße 2.“

„Vorplatttür?“

„Ja.“

„Rohlmüller?“

„Ja.“

„Bergerstraße 3?“

„Zwei.“

„Das muß 'n Irrtum sein, davon weiß ich nichts!“

„Ja, aber es ist zweimal bestellt!“ Sie drehte sich um, öffnete die Tür und schrie hinaus: „Hoi-ne-ri-ich!“

„Ja!“ tönte es dumpf von irgendwo her. Und aus der Werkstatt erschien Herr Berger. Ein freundlicher Mann, mit viel grauem Bart, fetter Kappe, grüner Schürze und gestricktem Wams.

„Guten Tag, wann machen Sie denn die Vorplatttüre bei Rohlmüller?“

„Rohlmüller?“

„Bergerstraße 2.“

„Bergerstraße drei?“

„Zwei!“

„Zwei? Ah, aha, geht, Sie wohnen noch net lang hier? Das freut mich, daß Sie mir Ihre Kunde-schaft zuwenden! Also was soll's denn sein?“

„Na, die Vorplatttüre!“

„Ach so, richtig, eine fällt mir's er, ja, die wolle mer morgen früh machen! Ganz freilich!“

„Aber bestimmt!“

„Bestimmt!“

Vier Wochen später stand meine Frau mit einer abschließenden Freundschaft auf dem Vorplatz, um noch rasch etwas zu besprechen, und in diesen zwei Stunden bekam sie einen heißen Hals. Das lenkte unsere Aufmerksamkeit wieder auf die zerbrochene Scheibe. Am nächsten Morgen ging ich etwas unwillig zum Glaser Berger. Wieder erschien parat das sich an seinem Saugfinger festhaltende Kind, dann die Frau mit einem andern Kessel, dann der Hoi-ne-ri-ich. Der war noch freundlicher als das erstemal.

„Ah, guten Tag, schön, daß Sie mich wieder beehren!“

„Sie haben die Vorplattglaskürscheibe noch nicht gemacht!“ rief ich.

„Ach so!“ rief Herr Berger erstaunt, „Sie für den Herr mit der zerbrochene Fensterscheibe! Ja, wissen Sie, ich hab das Muster von dem Glas net vorräthig, das muß ich erst kommen lassen. Aber das geht schnell. So in Tagere acht komme mer um machen's! Ganz freilich!“

„Aber diesmal bestimmt, sonst muß ich zu einem andern Glaser gehn!“

„Ach, Herr Rohlmüller, Sie wern mer doch das net andehn!“ rief Herr Berger sehr traurig.

„Gut!“ sagte ich, „lassen Sie mich aber nicht wieder aufpassen!“

„Wo werd' ich denn! nG Herr, wo ich schon so lang dafür arbeit!“ meinte Herr Berger überzeugt.

In den Weihnachtstagen, etwa acht Wochen später, kam ein so kalter Tag vom Vorplatz herein, daß wir einen Petroleumofen bestellen mußten. Wir sahen gleich, daß die fehlende Scheibe in der Vorplatttür schuld war.

Diesmal ging meine Frau mit zu Herrn Berger. Als er uns sah, rief er aus: „Ach, da das Glas komme! Seit noch werd die Scheib eingelegt!“

Meine Frau sprach mit ihm und er schied gleich seinen Gefallen mit, um die Sache sofort zu erledigen. Wir standen dabei und sahen zu, auch die Köchin. Vermutlich hat ihr Anblick den schüchternen Gefallen, vertortelt, denn während er die alten Scherben

herausnahm, trat er auf die neue Scheibe, die neben auf dem Boden lag. Er ließ gleich fort, eine neue zu holen, kam aber nicht wieder. Ich ging zu Herrn Berger, er sagte mir: „Ja, das war die einzige Scheibe von dem Muster, wo ich da hatt, ich muß e neu bestelle. Aber das geht schnell. In Tagere acht!“

An einem kühlen Frühlingsabend kamen wir vom Spaziergang, da trat uns die Köchin entgegen. „Sehen Sie“, rief sie aus, „vorhin ist die Glaskürscheibe eingelegt worden!“

Wir eilten herzu und betrachteten erfreut die neue Scheibe. Es war ein falsches Muster.

Willy Kuppel.

Der Millionär

Von Heinz Langer.

Nathias Fisch, geboren den 2. 4. 1880.

Nathias Fisch, ehemals Kellner, alsdann — nach der Verheiratung mit 20 000 Mark und der Eheschließung mit Minna Gummold — Chef des Kolonialwarenhandels R. Pimplers Nachfolger.

Nathias Fisch... aber so fängt man schließlich seine Geschichte an.

Sondern so:

Er war, Ende 1914, ein stämmiger, muskeltätiger Mann ohne Embonpoint, aber mit einem zierlichen Schnurbüchlein ausgestattet. So stand Nathias Fisch, stets lächelnd, hinter dem Ladentisch und widmete Schinken in Viertelpfundportionen zu handlichen Päckchen, während Frau Minna an der Kasse saß und klingelnd immer wieder die Schulden des Selbstbedieners: „Zahle fünf Mark, wenn der Betrag Ihrer Zahlung nicht sobald hinter der Glaskürscheibe erscheint“ bediente. Abends schüttete man dann das Ergebnis der Tagesarbeit auf ein Zählbrett und abierte den gewonnenen Betrag mit den im Schrank verwahrtten Geldern zu einer den Bedarf an Zahlungsmitteln niemals erreichenden Summe. Dem Leser möge die Tatsache nicht länger verheimlicht werden, daß Fisch's knapp vor der Pleite standen. Dies Dezember 1914.

Weichensteller der Lebensbahnen

Von Dr. Georg Biedenkapp (Frankfurt a. M.).

Zu Weichenstellern nimmt die Eisenbahn nur zuverläßige, bewährte Leute. Weder Krankenbolde kann sie dazu gebrauchen, noch Hohlköpfe; denn Tag und Nacht hängt vom Weichensteller das Schicksal der Reisenden ab. Gut aber ein Weichensteller ein Zugunglück veranlaßt, so paßt ihn ein anderer — Weichensteller, diesmal aber nicht einer von der Eisenbahn, sondern vom Gericht, der Staatsanwaltschaft und der Beamte der Rechtsprechung. Auch die Weichensteller der Justiz können unglückliche Unglück anrichten. Sie können einen Lebenszug auf falsches Geleise schieben und ein armes Menschenkind verderben. Sie können einen Unheilzug, einen Verbrecher, statt in ein Zeitgeleise und Einzelgeleise zu setzen, auf die Weichen der Hauptstraße loslassen. Vor dem Weichensteller der Bahn hat der Weichensteller der Justiz aber einen großen Vorteil voraus: auf der Eisenbahn gibt's schwebende Trümmer, hörbaren Storch, fahrbare Schindeln; auf den Lebensbahnen können Weichensteller der Justiz weit größeren Schaden anrichten, ohne daß sie sich aus nur dessen bemüht werden oder sich dafür verantworten müssen. Solche Weichensteller von Lebensbahnen sind aber auch diejenigen Richter des Volkes, von denen gründliches Wissen und fittliche Führung verlangt wird: die Lehrer, dieser Hauptfaktor der europäischen Hochkulturen.

Soviel Zeugnisse die Schüler nach Hause tragen, soviel Weichenstellungen haben sie schriftlich. Der Lehrer als Weichensteller spielt in gar mancher Beziehung gewordenen Lebensbahn eine hervorragende Rolle. Zudem er auf ein unermessliches Talent aufmerksam macht, ihm Götter warb und Unterricht erteilt, ward gar mancher Lehrer und Weichensteller Förderer des Volksgutes. Wie viele berühmte Männer haben sich in ihren Lebensaufzeichnungen der Förderung und Anregung durch gute und geniale Lehrer erinnert. Der berühmte Mann ist ja das Kind oft mehrerer des Ruhmes wertiger Männer, vor allem seiner Lehrer. Diese Weichensteller der Lebensbahnen sind heute in große Verbände zusammengeschlossen und stellen eine Macht dar. Ich wundere mich seit langem, daß die Lehrerschaft noch nicht darangeht, auf die gesamte Literatur des Materials zu sammeln, welches den Beleg für wohlthätige Weichenstellungen der Lehrer abgibt. Ein solches Buch könnte sehr dazu beitragen, die Beziehungen, das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern zu vertiefen und gemüthlicher zu gestalten. Stoff fände man, um nur Namen zu nennen, die mir eben gerade einfallen, bei Gauß, Siemens, Goth, Heinrich von Stephan, Dietrich Kna, Bergelin und vielen, vielen andern.

Das biographische Schrifttum gibt freilich auch noch einen andern Stoff, zur Warnung für die Weichensteller, zum Trost für die Eltern. Da sehen wir, wie manche Begabung auf der Schule überschätzt, wie manche aber auch völlig verkannt wurde — eine Folge vor allem einer ganz un sinnigen Lehrerbildung auf höheren Schulen. Unter dem seit Jahrzehnten ansehnlichen Andrang zum Lehrerberuf hat man die Prüfungsanforderungen in ganz törichte Weise emporgeschraubt. Der junge Lehrer trat sein Amt an mit einem ungeheuren Ballast toten Wissens, einseitig entweder nur auf Sprachen oder nur auf Mathematik und Naturwissenschaft gerichtet. In Ermangelung jeder Selbsttätigkeit und des daraus entspringenden Verständnisses für die verschiedensten Begabungen und verschiedensten Willensrichtungen mögen nicht wenige Befehlungen und Hohlurteile entstanden sein. Man hat Mangel an Begabung geglaubt feststellen zu müssen, wo sie sich später herausstellte, das Zeug zu großen wissenschaftlichen, künstlerischen oder technischen Leistungen. Aber man hat aus solchen nur zu verächtlichen Zeiträumen geradezu berrückte Folgerungen gezogen: man hat sich nicht gehescht zu lernen, alle großen Männer hätten auf der Schule nichts gelernt — Ruß in die Ohren der Gernegroßen und Schwachköpfe. Man hat einen Radel auf den Mäuserscheiter geworfen, als wäre er immer nur Streicher und Leberleibling und verfolge im späteren Leben.

Da wurde, ein Jahr später, der Gierig „Dottergleich“ erfunden, von Bich hergestellt, bei Pimpling-Rach, verkauft und . . . und Bichs umgekehrt das Pimpling, gewonnen dann festen Boden unter den Füßen und erklommen den Baum des Kapitalismus, auf dem sie sich bis ins Millionenreich hochschlangen. . . (Wenn das nicht schon gesagt ist. . .)

Nun bekam Bichs Staatsbürgerschaft die Folge der Wohlgenährtheit. Ein Schmeicheleien, unspannt von glühender Rote, bewies, daß man was war und was hatte, Diamantringe deuteten auf geschickte Kapitalanlage, und Frau Minnas Kropf wurde von den Bewunderern ihrer erbsengroßen Perlen gern übersehen.

Man war aus der Dreizehnmeterwohnung ausgezogen, schaffte sich Köchin, Diener, Kammerdiener und Kasseurin und — auf dringenden Rat dieser Dame — keine Kinder an. Man kaufte sich bei Marius (Westfälsche für Innenarchitektur) eine Einrichtung, lernte, daß alle Bilder manchmal noch wertvoller seien als nagelegeneine und hielt sich außer dem Gramophon einen besten und einen perfekten selbstspielenden Kapellmeister. Die Zeitschriften, die liebgewordene Himmels der früheren Lebens, lagen fortan in Auslagen aus oder Silberglanzarbeit und netzten — wie einst Karli und Schuricht, die Spezeln — nun den Operntenor Grünberg und den Komiker Jungfer, die Frau Bichs sich für ihre offiziellen und inoffiziellen Tee-Rundgänge hielt.

Bich war ein gemachter Mann. Er wurde nur zweimal wegen Wunders bestraft und buchte die 1200 Mark unter Geschäftsfreien. Es war ihm nachgewiesen worden, daß er 10 Zentner „Dottergleich“, die ihm 863 Mark gekostet, um 12 000 Mark weiterverkauft hatte. Und: Gerechtigkeit mußte sein!

Durch die schlechten Erfahrungen gewarnt, gab Bich, am Ende der dritten Wälder, sein Geschäft auf und zog sich von Gierig, Bogenschmied, Patronen-taschen, Zeitbahnen und Fleischschlecken zurück, kaufte Kettegastien, die er im Spätsommer 1918 zu gutem Kurse wieder losließ, legte das freie Kapital in einem Grundstück und, als die Niederlage Deutschlands offenbar wurde, in fremden Devisen an, hatte sein Guthaben in Zürich, Amsterdam und Kopen-

Aber andererseits hat man auch in Lehrkreisen beim Weichenstellen, wenn es sich darum handelte, Schüler wegen dummer Streiche von der Anstalt zu verweisen, oft nicht Übung noch Wissen gehabt, daß selbst unter den großen Erziehern viel schulauffälliges, schwer bezähmbares Volk war und böse Schülerstiche eher mit Großmut als mit Rachsucht aufgenommen und geadelt werden sollten. Man sehe nur die stattliche Reihe jugendlicher Durchbrecher: Baje-dois, Joli Rousseau, Jahn, Fichte, Spener, Hallmayer, Nikolaus Gutschmann, Franklin, Schiller, Friedr. der Große, Montgolfier. Und dazu die Reihe derer, die von der Anstalt verwiesen wurden: Schopenhauer, Comte, Bürger, Schellen, Haydn, Langen, viel leicht auch Poe und Bope. Nichts wäre aber töricht und ungerechter, als den Lehrern daraus einen Vorwurf zu machen. Nur für ihre Geisteshaftigkeit und Entfaltungsfähigkeit kann es eine Warnung sein; nie eine Ermunterung zu frechen Streichen. Demgemäß lesen sich auch wohl Jugenderinnerungen, in denen Lehrerepisoden dem Spott preisgegeben werden, zunächst ganz erfrischend und erheitend, aber sie enthalten doch viel Koeheit. Mir ist damit einmal folgendes begegnet. In einem Aufsatz zur Erinnerung an einen großen Gelehrten, der seine Lehrer weidlich verspottet hat, rügte ich in bezug auf eine andere Tatsache als die gewisse Charaktermängel. Da erhielt ich von der Tochter einen sehr ungesonnenen Brief, daß ich von Toten Leibes gesagt hätte. Die Tochter empfand also eine kleine Bräutungsstellung ihres sonst ja anerkannten Vaters als Kränkung — daß aber ihr Vater die Kinder seiner Lehrer gekannt habe, indem er sie lächerlich machte, kam ihr nicht in den Sinn. Unvorsätzlich war ich ein Etüd Abhandlung geworden, eine Genugtuung für die Hinterbliebenen verspotteter Weichensteller, mochten diese auch Fehler haben. Wer hat sie nicht?

Der Einfluß von Zeitereignissen auf das jugendliche Denken

Seminarlehrer Heinz Manthe (Boppard) schreibt in der „Köln. Volkszeitung“.

Ereignisse, die ein Volk bis in die tiefsten Tiefen seines Fühlens und Denkens hinein anzuhaufen, gehen auch am Geiste der Jugend nicht ohne Spuren vorüber. Das zeigt uns schon die tägliche Beobachtung, namentlich was die eben der Schule entwachsende Jugend angeht. Leider haben wir da nicht zuviel Schönes zu beobachten. Wie früh aber schon diese Beeinflussung der jugendlichen Seele durch die Zeitereignisse geht, haben wissenschaftliche Untersuchungen der neuen Zeit bewiesen. Lieber solche Versuche berichtet der Oberarzt Professor Dr. A. Gurgor aus Leipzig-Döfen in Heft 12 des 20. Jahrganges der Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik. Er stellte in einer Leipziger Volksschule Knaben und Mädchen von 8-12 Jahren (3.-7. Schuljahr) Definitionsaufgaben bei deren Lösung sich der Einfluß der Zeitläufe zeigen mußte. Die Versuche geschahen im Frühjahr 1914 und im Frühjahr 1915, also vor und nach dem Kriege. Im Jahre 1914 hat man unter 34 Schülern einer 3. Mädchenklasse nur eine einzige bei der Definition des Wortes „Krieg“ an Krieg oder Soldaten gedacht. Die sagt: „Krieg ist Kraft, die man im Kriege braucht.“ Mit Kinder verfassten völlig. 1915 erhielt der Befehlshaber auf derselben Stufe von 45 Kindern 3 brauchbare Antworten, und in 18 Definitionen kamen die Worte Soldat, Krieg oder Feind vor. Ein Mädchen definierte: „Wenn er Mut hat, etwas zu stehen.“ In dieser Definition zeigt sich bereits der tiefe Einfluß der Zeitereignisse. Noch viel klarer treten diese hervor aus dem Beispiel der Definition des Wortes „Tausch“ in derselben Klasse. Im Jahre 1914 wurde das Wort vielfach zu erklären versucht durch Erinnerung an den Tauschhandel der alten Germanen oder die kleinen Tauschhändler unter sammelnden Kindern. 1915 klang's ganz anders. Da finden sich u. a. folgende Äußerungen:

„Die Leute tauschen wegen Lebensmittel beim Bäcker.“
„Tauschen tun viele Leute; sie geben Stoff, und dafür bekommen die Leute Lebensmittel.“
„Die Bauern tauschen mit Zucker, und die Leute bekommen Kartoffeln oder Eier.“

hagen und lebte in seiner Villa zu München als gemachter Mann. Er unterstützte die schönen Künste weiblichen Geschlechtes, melbete sich gern auf Intimate in denen „angehende Filmproduziererinnen“ wagen lichte und war mit 5 Mark Jahresbeitrag sogar dem „Kunstlerbund“ beigetreten, der sich zur Unterstützung in Not geratener Dichter, Schauspieler und Maler gebildet hatte. — Da er niemals eine Zeitschrift finanziert hat, dürfte, wenn Deutschland durch seine Sparstrenge ohne alle große Schädigung hindurchkommt, Herrn Bich ein ruhiger Lebensnachmittag gesichert sein.

Heute hat Bich sich — wenn ich das so schön sagen darf — der Revolution in den „Rachen geworfen“. Finanzminister ist er nur ein paar Wochen gewesen und Konsumverwalter der „Vereinsbestände“ auch nur so lange, wie es ihm unbedingt nötig schien. Nach Deutschland Ernst und beginnt die „Entscheidung“ im großen Maßstab — dann wird Herr Bich seinem wandelbaren Vaterlande den Rücken kehren und in fremdem Lande leben, auf gutem Nährboden gefestigt, in einer Stadt, in der er, ohne erziehen zu müssen, wenn er an Deutschland denkt, das Wort — „Schieber“ aussprechen darf. . . .

Der Wigbold

Eine Glosse von Hans Reimann

Der sogenannte „Wigbold“ ist lediglich deshalb „schlagfertig“, weil er — Witterungsbild! — ohne Verstand sämtliche aufgeschwappten Wipps sich einverleibt. Er eignet sich Gelesenen und Gehörtes an und hat im Laufe der Zeit eine gewisse Technik erlangt, das passende Wort zu sagen.

Der Humorbegabe dagegen, der produziert, ist in Fällen, wo Geistes- (und Wipps-) Gegenwärtig erwünscht wäre, verlegen und mühsam, da er, selbst wenn er nicht am Schreibtisch sitzt, produziert. Und stets aus Eigenem wichtig zu sein, das vermag nur, wer „Geistesgegenwart“ besitzt. Der Künstler, der schaffende, hat sie am Schreibtisch, dort macht er den Geist gegenwärtig.

„Es tauschen viele Leute mit Schwere.“
„Viele Leute tauschen mit Lebensmitteln.“ (Dreimal)

„Tausch ist ein Ding, welches wir im Kriege viel getan haben.“

Manche Leute machen einen Tausch mit einander, da geben sie Zucker und wollen Kleidung dafür haben.“

Aus diesen Äußerungen der kleinen Mädchen spricht deutlich das persönliche Erleben der Zeitnot. Klar trat der Einfluß der langen Kriegszeit auch hervor bei Definitionen von Wörtern wie Grenze, Zeit, Mitleid, Rache, Kolonie, Schiff, bei „Kolonie“ z. B. erklärte ein Kind: „Da gibt es Milch — da gibt es etwas zu trinken.“ Wie muß diese kleine ihre gewohnte Milch vermisst haben!

Von höchstem Interesse ist die Stellungnahme der Knaben zu den Ereignissen von 1918 und 1919. Sie zeigte sich deutlich bei der Definition des Wortes „Geiz“. Hier folgen einige Äußerungen:

„Eine Verfassung von Räten.“ (2. Klasse).

„Einhalten eines Vertrages gegen das Volk.“

„Daß die Herrscher nichts machen können mit dem Volk.“

Einige Beispiele anderer Art mögen die Beeinflussung noch klarer zeigen:

Gemeinde: „ist ein Dorf.“ (5. Kn.-Klasse)

Gerechtigkeit: „um die Menschen nicht zu empören, wenn die Armen genau so viel Brot zugeweiht bekommen, wie die Reichen.“

Rache: „wenn einer 1 Ztr. Kohlen hat und einer nicht, so übt er am Kohlenhändler Rache aus.“ (2. Kn.-Klasse.)

Sitte: „das Stehlen ist jetzt Sitte.“

Gregor folgert aus seinen Untersuchungen, daß es sich um tatsächliche Anschauungen handle, nicht um einfache Reproduktionen mißverständlicher Wortbildungen, da es sich doch meistens um 12-13jährige Kinder handle. Daß der Pädagoge sei es, falsche und moralisch bedenkliche Ideenverbindungen zu lösen.

Ob dazu freilich unsere Schule noch imstande sein würde, wenn sie weiterhin im Sinne der Linken reformiert würde, darf man bezweifeln. Da kann nur eine gediegene und ernste Erziehung zum Pflichtbewußtsein und Gemeinwohl, zur Arbeitsamkeit und Rechtlichkeit helfen. Diese bürgerlichen Tugenden vermag aber kein noch so guter Moralunterricht, keine staatsbürgerliche Erziehung allein zu geben. Sie erwachsen nur aus dem fruchtbaren Boden einer christlichen Erziehung, wie sie uns der Religionsunterricht allein zu vermitteln vermag.

Frühlingsmoben

Von Anna Conrad.

Die Verrhen fangen, die Schneeglöckchen blühen, und Mutter Sonne sendet ihre Strahlen wärmend zur Erde nieder. Die Winterkleidung wird teilweise schon lässig und unser Dامنoch streift interessiert durch die Modelausläufer, um zu sehen, was trägt man in diesem Frühjahr und was kann die einzelne für sich gebrauchen.

Eine reichhaltige Auswahl von Modellen finden wir vor; vom einfachsten Strahlenkleid mit farbigen Streifen bis zum elegantesten Gesellschaftskleid, mit wundervollen extravaganten Stileffekten, ist wohl für jede Dame etwas vertreten.

Immer noch sieht man die eigentlich wenig schöne marinierte Hüftlinie am Rock und am Rockmüllerskleid, häufiger noch am Gesellschaftskleid.

Auch das Kittelkleid ist noch immer sehr beliebt, nur wird es jetzt viel enger gearbeitet und unter der Taille gepolstert. Als aparter Schmuck dient, wie schon erwähnt, farbige Seidenstreifen und ein etwa 1 Zentimeter breiter Lederstreifen, passend in der Farbe zur Stepperei.

Sehr hübsch und wirkungsvoll in ihrer Eigenart sind die Wollkleider, die man vielfach aus dunkelblauem Wollstoff gearbeitet sieht, mit korallenfarbiger oder giftgrüner Seidenstickerei verziert.

Ein besonders schönes, aber trotzdem einfaches Modell ersuchte mein Auge: An einem kurzen Kimono-

kleiden war der in liegenden Blüffestalten gearbeitete Rock verziert angelegt und unter der Taille lose gepolstert. Den sehr kurzen angeschnittenen Ärmel vervollständigte ein zippelig geschnittener plissierter Bolant. Das Kleidchen war vorn und hinten reich mit korallenfarbiger Stickerei verziert, was dem sonst so schlichten dunkelblauen Wollstoff ein elegantes Aussehen verlieh.

Ganz duftig und reizend wirkte ein helles Nachmittagskleid aus weißer Seide. Einer glatten kurzärmeligen Kimonoblaue war ein nur aus drei übereinandergehenden Halbkreis bestehender Rock angehängt, in der Taille durch ein dunkles Seidenband gegürtelt. Diese Art der Verarbeitung wird für den Sommer voraussichtlich ionangebend sein.

Neben den jetzt ziemlich kostspieligen Wollkleidern sieht man zum größten Teil Seidenkleider in allen Farbentönen und Schattierungen.

Zum dunklen Seidenrock ist die helle Schößblase aus Größe der Größe, Füll und Seidenstoffe am elegantesten. Man trägt sie noch immer wie im Winter mit edigem oder rundem Ausschnitt und zippelig oder glatt geschnittenem Schöß, in der Taille gepolstert.

Die aus schweren Wollstoffen gearbeiteten Jadenkleider wirken vornehm in ihrer Einfachheit. Die langen Jaden sind in der Mitte ziemlich eng gearbeitet und werden durch einen einen Zentimeter breiten Lederstreifen zusammengehalten. Nach unten fallen sie mehr oder weniger glodig aus. Der Rock wird etwa 1,50 bis 1,80 Meter weit getragen.

Ganz neue und bizarre Formen bringt uns die Futur e. Besonders auffallend sind die aus Züll, Leder und Seid: verarbeiteten Loques und anderen Verzett. In eigenartiger Kontrast zu dem duftigen und leichten Material der Futurformen steht die Ornamentierung, welche aus Vordrucken und vielfach sogar aus Radklappen besteht.

Für den Übergang trägt man den wundervoll kleidenden Marquise-Gut aus farbiger gestaffter Seide, zu dem man einen spinnwebfeinen mit einem dünnen Goldfaden durchzogenen Schleier trägt. Man bevorzugt auch wieder leuchtende Farben, besonders giftgrün und fottalle. Der große Gut in glatter Form findet auch in diesem Jahre bei jeder eleganten Dame anfang.

Besonders großen Luxus treibt man trotz der ungeheuren Lederpreise mit Stiefeln. Ungeachtet der großen Lederknappheit trägt man für die Straße mit Vorliebe die hochschäftigen Schnürstiefel aus braunem und schwarzem Leder. Man sieht aber auch entzückend leichte tiefgeschlitzte Spangenschuhe aus farbigem weichen Leder mit hellem, sogar weißem Glaceinsatz, wozu ein feiner, augenblicklich allerdings ziemlich kostspieliger passender Seidenstrumpf besonders reizvoll wirkt.

So dürfen wir uns für den Einzug des Frühlings rüsten, soweit es uns bei der notwendigen Sparfamkeit an Material möglich ist.

Früh gewagt, ist halb gewonnen!

Es war ein Mädchen lieb und schön,
Ein süßes herzig's Ding,
Dem Schritt und Tritt die Fretterschar
Am kleinsten Derschen hing.

Und einer hätte Lomo gern
Gewußt sich einen Kuch.
Er dachte wohl hin er drüß wohl her,
Was man das machen wuß

Erst moß' er auf die linke Wang,
Dann auf die rechte nur
Doch war sie weit, fest auf den Mund,
Zat er der sich den Schmar.

Und wenn er wieder bei ihr war,
Dann dachte er h n und her:
Denn's auf die Stirn ein Kuch nur war,
Doch ach auch das ist schwer.

Ein Knab'et kam zum ersten Mal,
S'ann' auch in Lieb' sofort.
Der dachte nicht hin und dachte nicht her,
Sond glück den rechten Ort.

Die rechte Wang' die linke Wang',
Und Mund und Stirne auch
Sie wußt sie sich, sie fräuhle sich,
Das ist nun einmal Brauch

W. Fries.

Ich trat auf eine lehmweiße Straße und sagte emunternd zu mir selbst (dabei sank ich bis an die Knie im Schlamm): „Na, ich werde schon mein Fortkommen finden.“ Das sollte kein Witz sein, doch durchzuwaten mich der Einsatz, daß dieser Satz, in Gegenwart anderer gesprochen, als Witz gewirkt hätte.

Aber professionelle Wipbolden machen keine deraartigen Wipps; denn sie haben die fix und fertigen „Wipps“ auf ihrem reich assortierten Lager und lassen desto mehr ihrer Wace streichen, je mehr einer sie zu übertrumpfen und anzufechten sucht.

Wipbold zu sein ist keine Kunst. Man braucht nur ein bißl oberflächlich-lustig zu sein und nicht genau zu achten auf geistiges Wein und Wein und Wein.

Glossen zur Zeitgeschichte

Die Beamtenqualitäts

Ein Reisender hatte sich einmal in der Aufregung dazu hinreichend lassen, daß er in der Hauptbahnhofs in Cöln mit Schimpfwörtern, wie Mäuer, Diebe, Holunken zu belegen. Eine Anklage wegen Beamtenebeleidigung war die unausbleibliche Folge. Der Fall schien hoffnungslos. Dem Manne drohte eine Freiheitsstrafe. Was tun? Eine Eingabe an die Eisenbahndirektion, worin erklärt wurde, der Angeklagte, der, von Hause aus nervös, sich nach zwei durchreisenden Nächten in einem hochgradigen Zustande der Erregung befunden habe, sei bereit, jede nur gemäße lokale Ehrenerklärung abzugeben, hatte den Erfolg, daß erwidert wurde, der Strafentwurf werde nicht jurägenommen, denn die Fälle, da das Lokalfestsetzungspersonal Insulten von Reisenden ausgeht, hätten sich in letzter Zeit derart gehäuft, daß einmal ein Beispiel statuieren werden müsse. Es kam also, nachdem der Fall einmal wegen Erkrankung des Angeklagten hatte verlegt werden müssen, nach Ablauf von vier Monaten zur Verhandlung. Der Tatbestand wurde konform der Anklage erhoben und der Anklagte beantragte eine Gefängnisstrafe in der Dauer von nur sechs Wochen. Der Verteidiger, der vor Beginn seines Plädöiers

die Wiederaufnahme des Beweisverfahrens beantragt hatte, wobei sich herausstellte, daß die Beleidigten nicht gegen fixe Gehälter, sondern gegen Loglohn angestellt waren, bestritt mit Erfolg ihre Beamteneigenschaft, was die Einstellung des Verfahrens zur Folge haben mußte, da der Beamtenvorstand zur Stellung des Strafentwurfs nicht legitimiert gewesen sei. Das Gericht entschied in diesem Sinne, die Kosten hatte der Vater Staat, und die Beleidigten, deren eigenes Strafentwurfrecht inzwischen verjährt war, konnten sich bei der Eisenbahndirektion dafür bedanken, daß sie nun überhaupt ohne jede Gengutattung blieben.

Kriegsgeldwunder

Die Fabrik seiner Fleischwaren Saueremann in Kulmbach, die im Kriege ganz für Vorratsbedarf arbeitete, hatte bei einem Aktienkapital von einer Million Mark 722 38,49 Reingewinn erzielt, also 72,3 % des Kapitals!!! In Weltlichkeit ist der Gewinn noch höher, da die familiären Anlagen bis auf drei Mark abgeschrieben wurden. — Für Arbeiter-mohlsfahrtszwecke wurden . . . 11 744 Mark zur Verfügung gestellt!!!

Der Sprachverein möge neue Worte prägen, die wenigstens ungefähr das ausdrücken, was mir angesichts dieser Schamlosigkeit empfinden! Diese Geschändlichkeit stellt die ganze Bekämpfung dieser Zeit an den Branger. Ich wiederhole: Vorratsbedarf, Riesenab-schreibungen, über 70 % Reingewinn und 1 % für die Arbeiter! Deutscher Michel, wache auf!

Fürs Vaterland

Vor zwei Jahren hieß es Landau, landab: „Schul-kinder, sammelt Papier fürs Vaterland!“ Mein Sohn war nicht wenig stolz, drei Zentner hatte er fürs Deutsche Reich herbeigeschafft. — Jetzt, bei Beginn des neuen Schuljahres hieß es: Vater, gib Geld für Peste. Ich gab das übliche. Der Bub kam zurück: „Die Kosten jetzt das Doppelte!“ Heute las ich im Handelsblatt: Der Abgang der Papierfabrik B. trieb von 2,633,644 M. auf 4,802,985 M. Abschreibungen verdoppelt, Reingewinn 88 %. Können werden wir sammeln fürs Vaterland, um es vor seinen schlimmsten Feinden allmählich zu befreien!